

Einige Bemerkungen

über

die deutsche Sprache in Estland.

(Sonder-Abdruck aus dem „Inland.“)

Dorpat, 1854.

Druck von Heinrich Laafmann.

Der Druck wird gestattet.

Dorpat, den 9. März 1854.

Abgetheilter Censor de la Croix.

**TARTU ÜLIKOOL
RAAMATUKOGU**

15170489

Schon ein flüchtiger Blick auf die äußeren Lebensverhältnisse der deutschen Sprache in unseren drei Ostseeprovinzen muß uns erkennen lassen, daß ihr Leben kein gedeihliches hat sein können. Kaum hängt unsere Sprache durch einen schmalen Streifen mit dem Hauptgebiet der deutschen Sprache zusammen, wobei immer auch noch von den anders redenden Völkern des flachen Landes abgesehen ist, und unsere Provinzen sind nicht nur, wie die Niederlande, schon seit Jahrhunderten aus dem politischen Verbands mit Deutschland getreten, sondern auch von Anfang an hat das Deutsche hier nicht seine Wurzeln im Volke selbst gehabt. Von einer kleinen Anzahl Einwanderer mitgebracht, ist es nur einem Theile der Deutsch redenden Bevölkerung in fortlaufender Reihe von dem Vater auf den Sohn vererbt, ein anderer, sehr bedeutender Theil aber hat es als eine fremde Sprache — oft unvollkommen genug — erlernt oder stammt von Solchen ab, die es so erlernt haben; daher die zahllosen Nüancirungen und Mischlingsformen des Deutschen bei uns, von dem kaum noch so zu nennenden Halbdeutsch des geborenen Esten oder Letten bis

zu dem Vollblutdeusch des der Büchersprache vollkommen kundigen Inländers oder des eingewanderten Ausländers. Wenn es scheinen möchte, als ob von den geistig untergeordneten Völkern, deren Sprachen bei uns zwischen dem Deutschen ertönen, ein Einfluß auf dieses weniger zu besorgen wäre als etwa von dem Romanischen auf das Deutsche in den Niederlanden, der möge bedenken, wie ungünstig eben hier zum Entfalten eines kräftigen Lebens die Umstände der deutschen Sprache gewesen sind, und daß es bei einem Durcheinander mehrerer Sprachen überhaupt nicht immer allein die der geistig Ueberlegenen sind, welche auf die der Anderen Einfluß üben.

Bei der großen Mannichfaltigkeit des Deutschen in unseren Provinzen ist es schwer, einen provinciellen Typus desselben zu bestimmen. Es scheint wohl billig, zunächst das von den Nichtdeutschen gesprochene Gemisch und dann die aus Deutschland mitgebrachten Mundarten der Eingewanderten auszuscheiden und sich auf die Sprache der hier eingeborenen Bevölkerung deutscher Abkunft — wenigstens in den letzten Generationen — zu beschränken. In dieser wird sich nun wohl immer noch Manches von den Provincialismen Deutschlands selbst Abweichende nachweisen lassen, und einige Bemerkungen darüber in Beziehung auf Ebstland mögen hier Platz finden.

Es ist schwerer, sich seiner eigenen Idiotismen bewußt zu werden, als fremde zu bemerken, und es ist daher allerdings mit Dank zu erkennen, wenn uns ein Anderer — wie etwa vor einiger Zeit ein Bewohner der Nachbarprovinz Livland in den pädagogischen Beilagen zum Inland — bisweilen den Liebesdienst erweist, uns auf unseren Splitter im Auge aufmerksam zu machen; es ist aber nur gar zu leicht, in die — ich möchte sagen — sprachliche Kleinstädterei zu verfallen, welche uns heißt, das Fremde nur darum für

falsch zu halten, weil es nicht so ist wie das Eigene, und darum wird mit dem Bezeichnen einer fremden Spracheigenthümlichkeit so leicht ein Tadel derselben verbunden. Diesem Umstande möge es der Leser zuschreiben, wenn die nachstehenden Bemerkungen unwillkürlich eine etwas apologetische Färbung angenommen haben.

Bei der Betrachtung unserer hiesigen Sprache müssen wir zuvörderst die gesprochene von der geschriebenen wohl unterscheiden, nicht nur weil bei jener der Mensch sich mehr im einfachen, oft wunderbarlich gestickten Hauskleide, bei dieser im möglichst reinen und zierlichen Festkleide zeigt, die doch am Ende auf gleiche Weise sein eigen sind, sondern auch weil in der geschriebenen Sprache die phonetischen Unterschiede der Dialekte größtentheils verschwinden, da ein jeder derselben sich der Zeichen der hochdeutschen Schriftsprache bedient, aber nicht immer als Symbole für dieselben Laute, zu geschweigen noch des vielen Hörbaren in der Sprache, das für das Auge gar nicht fixirt zu werden pflegt. Absolute Idiotismen wird eine Sprache oder Mundart nicht viele haben können, sondern mehr relative, im Vergleich mit gewissen anderen. Zum Vergleich dienen uns hier am natürlichsten unser benachbartes Livland und die norddeutschen Districte, weil dort Abweichungen am auffallendsten sind, in so fern Uebereinstimmung mit ihnen am ehesten vorauszusetzen wäre.

Von der deutschen Sprache in Livland weicht die unsrige besonders im Lautlichen ab, von der in den rein deutschen Ländern, welche in Lautsystem unter einander selbst so sehr verschieden sind, unterscheidet sich die aller drei Ostseeprovinzen ganz besonders durch die vielen undeutschen Ausdrücke, welche aus dem Estnischen, Lettischen und Russischen entlehnt sind, und durch den unrichtigen Gebrauch anderer, welche wirklich der deutschen Schriftsprache ange-

hören. Es giebt wohl selbst unter den Literaten von unsern Eingeborenen nicht viele, welche z. B. „bringen“ und „holen“ „stellen,“ „setzen“ und „legen“ — „herum“ und „umher“ und manches Andere dergleichen immer richtig gebrauchen; ich selbst mag mich zu diesen Wenigen nicht rechnen, wenigstens nicht in der mündlichen Rede, wo das durch das täglich gehörte Fehlergewimmel abgehärtete Ohr ein weniger genauer Beaufsichtiger ist als beim schriftlichen Gebrauch der Sprache das besser erzogene Auge. Dazu kommen denn noch manche Provincialismen, d. h. deutsche und von deutschen Wurzeln gebildete Wörter, die aber der hochdeutschen Schriftsprache fremd sind. Diese Provincialismen sind wohl größtentheils kaum für inländische Erzeugnisse zu halten, denn die deutsche Sprache hat hier keineswegs ein so kräftiges Leben, daß man ihr große Productivität zutrauen dürfte; sie sind wohl im Gegentheil durch Einwanderer aus verschiedenen Gegenden Deutschlands mitgebracht oder Ueberbleibsel des früher hier allgemein gesprochenen Plattdeutschen. Was unsere Ostseeprovinzen aus eigenen Mitteln und Kräften zur Bereicherung der deutschen Sprache schaffen, das möchten wohl nur ganz unorganische Monstrositäten sein, wie „Küsterat,“ „Schenkafche“ u. dgl.

Die Idiotismen, welche unser ehstländisches Deutsch den fremden Nationen verdankt, bestehen meist nur in einzelnen Wörtern und Ausdrücken, welche zum Theil wohl eigenthümliche Verhältnisse und Gegenstände bezeichnen und daher mit entsprechenden hochdeutschen Wörtern nicht ganz genau wiedergegeben werden könnten, zum größeren Theil aber aus Nachlässigkeit herübergenommen sind. Da sie, ohne Einfluß auf den Bau und Laut der Sprache, diese selbst nicht eigentlich verändert haben, sondern sie nur als ein äußerlich anhaftender Schmutz entstellen, von dem

sich Jeder nach Belieben oder Vermögen frei halten darf, ohne doch dem gebildeten eingeborenen Deutschen unverständlich zu sein, so wollen wir sie hier für dieses Mal bei Seite liegen lassen und uns nur auf die Veränderungen einlassen, welche die Sprache selber erfahren haben mag.

Von allen Provincialdialekten Deutschlands unterscheidet sich der ehstländische dadurch, daß er im Wesentlichen der Dialekt der Schriftsprache ist, welchem hier nicht, wie in Deutschland überall, noch eine besondere Volksmundart zur Seite geht. Wenn es nun einer Seits nicht ohne großen Nachtheil ist — wovon später —, daß das Deutsche hier nur die Umgangssprache einer geringen Anzahl ist und seiner Basis und Wurzel in der Gesamtheit des Volkes entbehrt, so hat es anderer Seits doch auch den kleinen Vortheil davon, daß es nicht neben den anderen Verunreinigungen auch noch der Vermischung mit einer Volksmundart ausgesetzt ist, wie sie in Deutschland nicht bloß in der gewöhnlichen Umgangssprache, sondern auch wohl in Schriften sich zeigt. Durch diese Isolirtheit der Sprache bei uns hat sich auch die in Deutschland wohl unmögliche wie unerhörte Verwandlung aus einem Dialekt in den anderen gemacht. Die ersten deutschen Einwanderer kamen hieher vorzugsweise aus Norddeutschland und brachten die plattdeutsche Sprache mit zu einer Zeit, wo es noch keine allgemeine hochdeutsche Schriftsprache gab. Nachdem diese sich in Deutschland gebildet hatte, finden wir sie auch hier, zuerst — schon seit dem XVI. Jahrhundert — nur als Schriftsprache auftretend. In der Conversation erhielt sich das Plattdeutsche indessen sehr viel länger, und es sind noch nicht funfzig Jahre her, seitdem es ganz aufgehört hat; ich selbst habe als Kind noch Personen in meiner Verwandtschaft gehabt, welche neben dem Hochdeutschen, das sie auch kannten und sprachen, doch noch im vertrauten Kreise

dem Plattdeutschen den Vorzug gaben. Manches Wort hat sich aus dem früheren Dialekt noch erhalten, dieß ist indessen keine ausschließliche Eigenheit des Ehsländischen, sondern findet sich auch im Munde gebildeter Norddeutscher, die der plattdeutschen Conversation neben der hochdeutschen noch gar nicht entsagt haben.

Eine Folge davon, daß das Deutsche bei uns nicht im ganzen Volke von jeher wurzelt, sondern gewissermaßen nur künstlich genährt wird durch Schriften, daß es mit anderen Worten fast eine todte Sprache ist, die — man mag gegen die Mißgriffe und einzelnen Ungehörigkeiten in der Sache sagen, was man wolle — fortwährend des Lehrens und Lernens bedarf, eine Folge — sage ich — hiervon ist ihre auffallende Armuth. Wie viele in Deutschland ganz gebräuchliche Wörter hört man hier nie, wenn auch ihre Bedeutung dem Gebildeten und Belesenen nicht eben fremd ist. Vielleicht ist dieß mit eine Ursache, weshalb der weniger Gebildete und Belesene leichter zu einem inländischen Fremdworte greift, als er es thun würde, wenn er sich in dem ganzen, reichen deutschen Sprachschätze vertrauter und heimischer fühlte. Wie wunderselten auch hört man hier einige von den alten guten, kräftigen deutschen Sprüchen und Sprüchwörtern, die für Leben und Charakter des Volkes so bezeichnend sind! — Sprüchwörter haben freilich neben dem charakteristisch volksthümlichen in der Regel auch einen allgemein verständlichen Sinn, und der deutsche Bewohner der Ostseeprovinzen wird darum wohl auch den Sinn eines deutschen Sprüchwortes verstehen, wenn er es hört, so gut wie er auch ein französisches oder mongolisches verstehen würde; wenn es aber auf die Anwendung ankommt, so möchte ich fast behaupten, daß man eben so oft Hindeutungen auf ehstnische, lettische und russische Redeweisen hört, wie ein deutsches Sprüchwort.

Eine andere Folge des nur kümmerlichen und, wenn ich so sagen darf, künstlichen Lebens der deutschen Sprache bei uns scheint mir das fast ganz unmodulirte Sprechen. Wenn auch eine zu starke Modulation dem Ohre allerdings unangenehm wird, wie z. B. im Schwedischen, wo das Sprechen fast ein Recitativsingen wird, nur mit dem Unterschied, daß die wechselnden Höhen und Tiefen sich nicht genau in den gebräuchlichen musicalischen Intervallen befinden, so hat doch ein ganz unmodulirtes Sprechen auch wieder etwas sehr Kaltes und Todtes, wenn auch nicht eben Mistönendes. Wir Ostseeprovincialen heben und senken die Stimme nur nach dem Inhalte eines Satzes, — am auffallendsten ist die Hebung am Ende eines Fragesatzes und die Senkung am Ende eines anderen, — in ganz Deutschland aber modulirt die Stimme, ganz besonders in der Volkssprache, noch auf eine ganz andere Weise, nämlich in jedem einzelnen Worte, so daß in dem ganzen Satze, nicht bloß am Ende, ein stetes Auf- und Abwogen zu vernehmen ist. Diese Modulation, welche der Sprache ohne Zweifel etwas Naives, Herzliches, Lebendiges giebt, ist zwar nicht gleich in allen Gegenden Deutschlands — am stärksten im Süden, namentlich in der Schweiz, viel schwächer im Norden — aber nirgends fehlt sie so ganz, wie bei uns. Auch in anderen Sprachen finden sich in diesem Stücke Unterschiede, die man, wenn man darauf achten will, leicht gewahr werden kann. Der Italiäner z. B. modulirt sehr stark, der Engländer und Däne schwach, der Schwede stärker vielleicht als alle Anderen.

In dem Bau unserer ehstländisch-deutschen Sprache möchte sich wenig Abweichendes auffinden lassen. Das am Ungebildeten oft gehörte „hätte“ st. „hatte“ ist wohl keine Verwechslung der Modi, sondern nur eine fehlerhafte Aussprache, wie auch in Norddeutschland hier und da das ge-

meine Volk ä ft. a spricht. Im Gegentheil kann man unserem Dialekt eher eine fehlerhafte Abneigung gegen den Conjunctiv vorwerfen, und wie in Schwaben der Gebrauch des Imperfects, so ist bei uns der des Conjunctivs ein ziemlich sicheres Merkmal des Sprachgebildeten. Hiermit hängt zusammen die Liebhaberei, den Conjunctiv mit Hülfsverben zu umschreiben, welche uns Ebstländern nebst den Defelern von einem Kritiker in den pädagogischen Beilagen zum „Inland“ einmal die Benennung der „Würde-vollen“ zugezogen hat. Wenn ich mich veranlaßt finde, etwas hiergegen zu sagen, so geschieht es nicht etwa, weil ich die Umschreibung für preiswürdig halte, oder gar gegen die eigene bessere Ueberzeugung für die Schwächen meiner Landsleute zu Felde ziehen will. Ich halte es im Gegentheil mit dem Spruche: „frustra fit per plura, quod fieri potest per pauciora,“ und glaube daher, daß man Unrecht thut, einen umschriebenen Conjunctiv zu gebrauchen, wenn Einem ein einfacher zu Gebote steht, ich meine aber, daß jener Kritiker das Gebiet der Würdevollen viel zu eng begrenzt hat. Beispiele von dem fehlerhaften Gebrauch des „Würde“ werden sich leicht aus allerlei Gegenden Deutschlands anführen lassen*), und sogar in Pivland selbst, dem Mutterlande des Kritikers, schreibt man, wie folgt: „es stände sehr schlecht um die wissenschaftliche und „bestimmte Unterscheidung der Naturgegenstände, wenn die

*) Hier nur ein Paar Beispiele, die zufällig gerade vor mir liegen. „Es wäre nicht übel, wenn wir uns unsichtbar machen würden,“ s. bellettr. Ausland Bd. 446—448 S. 200. — „Wenn man gut suchen würde, fände man Pulver im Keller,“ ib. S. 167. — „Wenn Prüfungen und Leiden ihren Gatten nur so leicht betroffen haben würden, so hätte sein Leben ein Leben voll Freuden und Heiterkeit sein müssen“ s. Nicolas Nickleby, übers. von C. Kolb. Bd. III.

„Natur bei deren Bildung keine bestimmten Gesetze befolgen würde“. — Ich weiß wohl, daß es der umschriebene Conjunctiv in Substantivsätzen ist, den man an den Ehstländern besonders auffällig findet, weil solche Sätze dadurch die Form von bedingten bekommen, und sich so zuweilen ziemlich komisch ausnehmen; aber das kommt jenen oben angeführten Sätzen weiter nicht zu Gute, und Jeder wird zugeben, daß ein Adverbialsatz eben so gegründete Ansprüche auf einen richtig gebildeten Conjunctiv hat, wie ein Substantivsatz. — Die etwas mangelhafte, vom Indicativ nicht durchgängig deutlich unterschiedene Form des Conjunctivs scheint übrigens die Veranlassung zu sein, daß man leicht im Deutschen in die deutlichere Umschreibung verfällt, und in den so nah verwandten scandinavischen Sprachen und im Englischen existiren nur noch sehr spärliche Ueberbleibsel davon, so daß man sich jetzt regelmäßig an die umschriebene Form hält.

Im Widerspruch mit der Liebhaberei für den umschriebenen Conjunctiv steht die Neigung der Ehstländer, statt des zusammengesetzten Perfects das Imperfect zu gebrauchen, vielleicht eine Folge der Beschäftigung und Vertrautheit mit einer Sprache, welche gerade in der Beziehung der verschiedenen Präterita einen von dem Deutschen durchaus abweichenden Character hat und namentlich einen Unterschied, wie zwischen unserem Imperfect und Perfect, weder macht noch kennt. Ob dieser Fehler auch in den anderen Ostseeprovinzen vorkommt, ist mir nicht bekannt, in allen dreien aber hört man häufig genug die aus dem Plattdeutschen stammende Umschreibung des possessiven Genitivs mit dem Possessivpronomen der dritten Person, z. B. „mein Mann sein Zimmer“ — sonderbarer Weise buchstäblich wie im Türkischen! — oder statt dessen noch gewöhnlicher, mit einer beabsichtigten Verbesserung, pleonastisch

„meines Mannes sein Zimmer,“ oder gar, wie ich in Kur-
land gehört habe, „meines Mann sein Zimmer.“

In der Aussprache einzelner Buchstaben bemerkt man von den Ehrländern manches Eigenthümliche und wird ihnen Manches von denen, welche im Besitz einer richtigen Aussprache zu sein glauben, als Fehler vorgehalten, — das Letzte indessen meistens, wie mir scheint, mit Unrecht. Nur in zwei Punkten, von denen aber gerade am wenigsten geredet wird, müssen wir uns, glaub' ich, schuldig bekennen, weil sie ziemlich deutlich den Charakter, der eine der Entlehnung, der andere der Ausartung an sich tragen.

Zunächst muß man in der Aussprache jedem Dialekt ein gleiches Recht zugestehen, und es ist klar, daß, wenn der eine Deutsche das lateinische pater mit „Vater“ übersetzt, ein anderer mit „Voter“, ein dritter mit „Fader“, sie Alle in ihrer Sprache Recht haben, eben so gut wie der Franzose, wenn er es mit père übersetzt. Diese Berechtigung der Dialekte hört erst auf, wenn Jemand sich eines anderen Dialekts bedienen will, als des eigenen. Wenn z. B. der Wiener plattdeutsch reden will, so wird man allerdings von ihm verlangen können, daß er in die mecklenburgischen oder holsteinischen Laute nicht österreichische mische, und da nun die hochdeutsche Schriftsprache ein deutscher Dialekt ist so gut wie jeder andere, so kann man freilich auch verlangen, daß Jeder, welcher hochdeutsch spricht, sich der Eigenthümlichkeiten seines eigenen Dialekts enräufere und jedem Worte den reinen hochdeutschen Laut gebe. Hierin sind gewiß alle deutsch Redenden einverstanden, es entsteht nur die schwer zu beantwortende Frage: da das Hochdeutsche nirgends lebende Volkssprache ist, sondern nur Schriftsprache, welche Partei soll berechtigt sein zu bestimmen, wie das geschriebene Hochdeutsch klingen soll? — Gegen solche Bedenken ist man freilich bald mit der Antwort bei der Hand: da das Hochdeutsche eine Schrift-

sprache ist, so soll man eben so sprechen, wie man schreibt, nicht so wie man den Nachbar rechts oder links reden hört. — Aber was ist hier Wahrheit? — Jeder wird leicht einsehen, daß mit solcher Bestimmung wenig mehr als nichts gesagt ist, und daß diese Regel zu der Region derer gehört, die leichter gegeben, als zu befolgen sind. Denn abgesehen davon, daß nur so wenig Laute von dem Einen nothwendig eben so gebildet werden müssen, wie von dem Andern, daß vielmehr das *a* oder *e*, das *f* oder *r* u. s. w. in der einen Gegend anders klingen kann als in der andern, abgesehen — sag' ich — von dieser durch den Bau und die Bildung der Sprachorgane selbst bedingten natürlichen Unbestimmtheit des Werthes der Schriftzeichen hat 1) auch an einem und demselben Orte notorisch nicht jedes deutsche Schriftzeichen immer denselben Laut, so daß nicht der eine Dialekt von dem andern consequente Aussprache in dem einen Punkte fordern darf, wenn er sie selbst in einem andern nicht hat. Wenn z. B. der Niederdeutsche es falsch findet, daß dem Oberdeutschen ein und dasselbe Zeichen bald *s* bald *sch* gilt, so ist er selbst eben so gut im Unrecht, da er dasselbe Zeichen bald als weiches, bald als hartes *s* ausspricht. 2) Wohl keine Sprache, die seit mehren Jahrhunderten geschrieben wird, steht mehr auf dem Punkte, daß man sie consequent so schreiben könnte, wie man spricht, und umgekehrt. Angenommen auch, es hätte bei der ersten Fixirung einer Schriftsprache gar kein Agiren und Reagiren von gesprochenen Dialekten Statt gefunden, und sie wäre der treue Repräsentant einer überall gleichen Volkssprache, so wird sie dies doch nicht ewig bleiben können, denn die Laute der lebenden Sprache sind wandelbar, wie alles Lebendige, die Orthographie aber hinkt den Lautveränderungen nur sehr langsam, nach denn die einmal gebräuchlich gewordene Schreibung mag man schon darum nicht gern aufgeben, weil sie eben etwas con-

ventionell überall Gültiges ist, bei einer Veränderung aber leicht jeder Dialekt auf seine Weise hineinzufuschen würde und so von Einheit und Allgemeinheit weiter keine Rede sein könnte. In einigen Sprachen, besonders im Französischen und Englischen, kommt dann noch die Rücksicht hinzu, daß man die Etymologie der Wörter nicht ganz verwischen will. In Frankreich wird man sich wohl noch lange nicht entschließen, z. B. die jetzt gleich gewordenen Laute *tant* und *temps* auch gleich zu schreiben; in Spanien hat man dagegen die Rücksicht auf die Etymologie fahren lassen und nach dem Vorgange der Akademie sich der überflüssig gewordenen Schriftzeichen zum Theil entledigt; im Englischen, wo man wohl den größten Wust von unnützen Zeichen mit sich schleppt und in der Bezeichnung der Laute die größte Confusion herrscht, hat sich seit mehren Jahren schon ein Verein für Vereinfachung der Schreibweise gebildet und eine ziemliche Anzahl Bücher in phonetischer Schrift drucken lassen, welche beim Elementarunterricht wenigstens schon ziemlich allgemein gebraucht werden; im Walachischen dagegen, welches das Alter seiner Schriftsprache nicht nach Jahrhunderten, sondern erst nach Jahrzehnten mißt, hat man umgekehrt — wenigstens so weit man sich lateinischer Schrift bedient — gleich von vorn herein die mit der Aussprache schlecht zusammen passende etymologische Schreibweise eingeführt. Nach diesen Prämissen werden unsere Nachbarn und Fremde vielleicht toleranter sein gegen folgende Punkte, in welchen die Aussprache der Ehstländer zum Theil von der anderer deutschen Dialekte abweicht.

1) Das *s* sprechen wir im Anlaut vor *p* und *t* wie *sch* und vor Vocalen eben so hart wie vor Consonanten oder am Ende, indem wir in dem ersten Punkt den bei weitem größten Theil aller deutsch Redenden auf unserer Seite haben, in dem zweiten einen sehr großen, freilich — auffallend genug! — unsere nächsten Nachbarn, die

Pövländer und Kurländer, nicht. Merkwürdig ist es, daß wir gerade von den Norddeutschen, wo das Plattdeutsche Volkssprache ist, in beiden Stücken abweichen, da doch auch bei uns sonst das Plattdeutsche allgemeine Umgangssprache war. Ich glaube, daß man folgender Ansicht von dem deutschen, & wenigstens innere Wahrheit und große Wahrscheinlichkeit nicht wird absprechen können, denn positive Gewißheit in solchen Dingen geben zu wollen, möchte sich wohl Niemand vermessen.

Die älteste deutsche Schrift hat nur ein Zeichen *ſ*, und entweder hatte die Sprache damals schon die drei Zungenaspiraten (hartes und weiches *ſ* und *sch*), wie sie der Norddeutsche jetzt hören läßt, bezeichnete sie aber mit einem und demselben Buchstaben, oder sie hatte für das eine Zeichen auch nur einen Laut. Das Erste ist unwahrscheinlich, denn wenn Alfilas das weiche *b* und *d* von dem harten *p* und *t* unterschied, warum sollte er das doch ganz analog verschiedene harte und weiche *ſ* nicht auch unterschieden haben, und nun gar noch das *sch*? — Wenn aber die älteste Sprache nur einen Zungenaspiraten hatte, so mochte er wahrscheinlich in den oberdeutschen Dialekten *sch* lauten, in den niederdeutschen zwischen *ſ* und *sch*. Für die angenommene frühere Geltung des deutschen Zischlautes — als *sch* oder diesem wenigstens nahe — sprechen folgende Umstände: alle deutschen Dialekte, mit Ausnahme nur einiger plattdeutschen Bezirke, sprechen im Anlaut vor Consonanten *sch*, wo man sonst *ſ* schrieb, nicht bloß vor *l*, *m*, *n*, *w*, wo diese Lautung auch in der hochdeutschen Schrift schon recipirt ist, sondern auch vor *p* und *t*, wie wir Ehstländer thun; auch im Inlaute hat das *ſ* denselben Laut — z. B. ersch, Fürsch, st. erst, Fürst — etwa in der Hälfte aller oberdeutschen Districte, und zwar gerade da, wo das Alideutsche nächst Alfilas zuerst geschrieben wurde; die in früher Zeit aus

dem Deutschen in die slavischen Sprachen übergegangenen Wörter werden dort mit *sch* st. *s* ausgesprochen, was namentlich im Polnischen bedeutsam ist, da hier nicht einmal zunächst an oberdeutschen Einfluß zu denken ist und das Polnische gerade an Zischlauten sehr großen Reichthum hat, so daß es gar nicht nöthig hatte, einen dem Deutschen nicht entsprechenden zu wählen (z. B. *sztuka*, *ksztalt*, *koszt*, *reszta* u. d. gl.); auch aus einer niederdeutschen Mundart läßt sich als Beleg anführen die altfriesische Schreibart *ts* st. *t*, z. B. *tsese*, *tsin* für Käse Rinn, wobei man nach dem englischen *chese*, *chin* wohl sehr geneigt ist, für das *s* die oben vorgeschlagene Geltung anzunehmen.

Aus dem einfachen Zischlaut entwickelt sich später ein doppelter dadurch, daß er vor Vocalen feiner und sanfter wurde, vor den härteren Consonanten aber seinen härteren, breiteren Laut behielt, also in den oberdeutschen Volksdialekten das alte *sch* und das mit der Mitte der Zunge gebildete indifferente, mehr harte *s*, in den niederdeutschen, welche durch ihre allgemeine Vorliebe für die feineren, dünneren Laute noch einen Schritt weiter gingen, das harte und das weiche reine *s*. — Die alte Verbindung *sk* wurde den Oberdeutschen, da sie das *k* aspiriren, leicht durch Zusammenfließen zu einem bloßen *sch*, wodurch sie nun diesen Laut auch vor Vocalen haben; die Niederdeutschen dagegen, welchen das *s* vor Consonanten *sch* wurde, behandelten es anfangs auch vor dem *k* nicht anders als vor anderen Consonanten, eben so wie die benachbarten Dänen, bei welchen sich der einfache Zischlaut noch bis jetzt nicht in zwei gespalten hat und daher — besonders in der gemeinen Volkssprache — noch gern sich zwischen *s* und *sch* hält. Später hat der größere Theil der Niederdeutschen für die alte Verbindung *sk* auch *sch* angenommen, wahrscheinlich durch Einfluß des Hochdeutschen. Nach Richly's *Idioticon Hamburgense* sprach man bei Hamburg vor

hundert Jahren noch *ſka* ſt. *ſcha*, und im Niederländischen, wo der Einfluß des Hochdeutschen fehlte, trennt man noch jetzt das *s* deutlich von dem folgenden Kehlbuchstaben, sogar von dem aspirirten, und spricht z. B. *s-choon* ſt. *ſchon*, eben so — nur mit weicherem *ch* — im benachbarten Westphälischen. Die Niederländer, welchen auf diese Weise das deutsche *sch* ganz abgeht, sind die einzigen Deutschen, welche dagegen das harte und weiche *s* in der Schrift unterscheiden (*s* und *z*), jedoch erst seit dem vorigen Jahrhundert.

So haben also nun die niederdeutschen Districte in der Aussprache des Hochdeutschen drei Zungenaspirate, ihr eigenes weiches und hartes *s* und ihr neuerlich hinzugekommenes *sch*, die oberdeutschen dagegen, denen unsere ehstländische Aussprache sich anschließt, nur zwei, das indifferente, je nach der Eigenthümlichkeit der Individuen mehr oder weniger harte, *s* und das *sch*. — Wunderlich ist es, daß man in Ehstland, wie durch eine Art Reaction, bisweilen ein auffallend weiches *s* hört, wo gerade ein hartes sonst allgemein gültig ist, z. B. in Füße, persönlich, so wie die Franzosen, welche das anlautende Deutsche *h* nicht aussprechen, dagegen oft ein *h* hören lassen, wo keins hingehört.

Wir geben dem *g* einen dreifachen Laut, als schwachen unspirirten Kehl laut, als *j* und als *ch*. Dies mag in so fern nicht richtig sein, als es gewiß nicht die ursprüngliche Bedeutung des Zeichens *g* sein kann, dem man wohl nicht von vorne herein die Geltung zweier anderen Buchstaben mit gegeben hätte, welche die Schrift doch außerdem selbst noch hatte; aber von allen Deutschen sind jetzt in der Aussprache des *g* wohl nur die Niederländer ganz consequent, in Deutschland selbst ist es überall, wenn nicht drei-, doch wenigstens zweideutig, so daß weder wir Ehst-

länder noch Andere uns in diesem Stücke etwas Sonderliches vorzuwerfen haben.

Die Confusion des **g** mit dem **j** ist übrigens schon sehr alt, und es finden sich davon schriftliche Belege aus verschiedenen Zeiten und Gegenden, nicht so für die mit dem **ch**, welche jetzt gerade die am meisten verbreitete ist. Die Verwechslung mit dem **j** findet sich gewissermaßen vorbildlich schon beim Alfilar, welcher für das deutsche **j**, da das griechische Alphabet kein Zeichen dafür bot, das **g** aus dem lateinischen entlehnte. Im Angelsächsischen wird das **j** vor den tiefen Vocalen bisweilen mit **ge** bezeichnet (z. B. geong, geogud, abwechselnd mit jong, jugud); im Altsächsischen steht eben so **gi** *) (z. B. giungara), vor den hohen Vocalen auch **g** allein; im Friesischen findet sich umgekehrt jewa (geben), jeld (Geld), jerja (begehren) mit **j** st. **g**; im Altoberdeutschen wird von gehan oder jehan das Präsens meist gihu, des Imperfect aber jah geschrieben, später steht bisweilen ein inlautendes **g** statt **j** (z. B. ferge von ferjo, Fährmann).

Am meisten herrschend ist die Aussprache des **g** als **j** (selbst vor den tiefen Vocalen) jetzt im nordöstlichen Deutschland, und es liegt wohl sehr nahe, hier an eine Einwirkung von den früher dort herrschenden Slaven zu denken, in deren Sprache das **j** ein ungemein häufig vorkommender Laut ist. Die Böhmen, welche sich der deutschen Schriftzeichen bedienen, gebrauchen das **g** durchgängig für ihren Jodlaut.

3) In der Quantität der Vocale haben wir Ehrländer (und Ostseeprovinzialen überhaupt) manches Abweichende. Wir sagen z. B. „Wëj,“ „näch,“ was anderswo

*) Eben so gebraucht man jetzt im Französischen **ge**, im Italienischen **gi**, um dem **g** vor tiefen Vocalen den Laut zu geben, den es vor den hohen hat, ohne das eingeschobene **e** und **i** selbst auszusprechen.

„Wäg,“ „näch“ heißt. Die Quantität, welche in dem ältesten Deutsch allein gegolten haben mag, wie in den alten Sprachen, ist jedoch seit der Herrschaft des Accents, mit welchem wir jetzt (eben so wie die Neugriechen) durchaus auch den Begriff der Länge verbinden, sei es nun durch Dehnung des Vocals oder durch Schärfung desselben nebst Verweilen auf den nachfolgenden Consonanten, ein so wenig bedeutender Punkt in der Sprache geworden, daß man sich bei dem Mangel einer Bezeichnung derselben in der Schrift wohl nicht wundern darf, wenn jeder Deutsche in das Sprechen der hochdeutschen Schriftsprache, ohne an die Möglichkeit eines Verstoszes zu denken, die Quantität seines Provinzialdialektes hineinträgt, und wenn auch wir in Ehstland, wo wir neben der Schriftsprache keinen Volksdialekt haben, diese im Punkte der Quantität unbedenklich ad libitum behandeln. Wichtiger erscheint es, daß wir

4) auch in der Qualität der Vocale von anderen Deutschen und von dem geschriebenen Buchstaben abweichen. Dies ist der Fall namentlich beim e, ö und ü. Das e ist uns häufig offenes e, d. h. ä, wo andere Deutsche ein geschlossenes, d. h. reines e haben. Das e hat aber bekanntlich nicht bloß im Deutschen, sondern auch in den romanischen Sprachen beide Werthe, welche nur zum Theil im Französischen durch diacritische Zeichen bestimmt werden. Im Deutschen beruht nun der Unterschied der Dialekte in diesem Stücke nicht darin, daß etwa einige überall das e geschlossen aussprächen, sondern nur darin, daß einige es in manchen Fällen thun, wo andere es nicht thun, und da ich nicht wüßte, daß in den einzelnen Fällen irgend welche innere Gründe für das Eine oder das Andere sprächen, so kann man wohl Jedem — also auch uns Ehstländern — des Seine unverkümmert lassen. —

Nicht so dürfen wir auf unsere gerechte Sache uns verlassen bei der Aussprache des ö und ü als ein dünne-

res e und i. Obgleich auch in Deutschland selbst hier und da etwas der Art vorkommt — wenigstens ist mir bekannt, daß die Schlesier i st. ü sprechen — so ist dies doch wohl nur Ausartung des Lautes, veranlaßt durch Schlaffheit in der Aussprache. Man möchte es an den Ehstländern für eine Entlehnung von den Ehsten halten, bei denen das Auseinandersinken der Lippen aus einer mehr geschlossenen Lage bei der Aussprache der Vocale charakteristisch ist, wenn nicht in den anderen beiden Ostseeprovinzen sich dasselbe fände. Das ä und o der Kurländer statt o und u gehört eben hierher. Wohl sicher ehstnischer Herkunft, weil ächt finnisch und sonst den Deutschen ganz fremd, ist endlich

5) die in Ehstland häufig gehörte Aussprache des doppelten n als einfaches, aber doch mit geschärftem vorhergehenden Vocal, z. B. Sónabend st. Sonnabend. Die Gewöhnung, so viele Ortsnamen — weil sie ehstnisch sind — auch mit der eigenthümlich ehstnischen Accentuation auszusprechen (z. B. Hannijöggi, Ebbafer, Esemäggi, besser wohl Hanijögi, Ebafer, Esemägi geschrieben), mag diese Accentuirung auch bei deutschen Wörtern eingeschwärzt haben; auffallend ist nur, daß sie bloß bei dem n vorkommt, ich wenigstens habe sie bei anderen Consonanten nicht wahrgenommen.

Die hier aufgezählten Eigenthümlichkeiten in der Aussprache sind nun freilich keineswegs überall gleich auffallend, sondern bei der in so mannichfaltigen Verhältnissen mit verschiedenen durch Einwanderer herübergebrachten deutschen Dialekten und mit russischen und ehstnischen Brocken gemischten Sprache zerfällt unser ehstländisches Deutsch in sehr viele Unterabtheilungen, gleichsam Familiendialekte, und so wie nach dem Stande der Bildung oder nach dem Grade der Reinheit der deutschen Abstammung die Sprache von Barbarismen und Solöcismen mehr oder weniger frei ist, so ist auch die Aussprache verschieden, und diese namentlich weniger nach Individuen als nach Familien, und wenn auch

keine seit mehreren Generationen hier ansässige Familie von den Eigenthümlichkeiten in der Aussprache ganz frei ist, so treten sie doch nicht bei allen gleich stark hervor. Wenn z. B. unser verrufenes ß dem Verfasser des schon erwähnten Aufsatzes in der Beilage zum „Inland“ an den Ehstländern, die er in Dorpat hörte, wie drei f klang, so wird man leicht andere finden, bei denen zur Bezeichnung zwei f genügen, und noch andere, wo man am Ende auch mit einem allenfalls ausreicht!

Fassen wir nun zum Schlusse die hier entworfenen Züge von unserer ehstländisch-deutschen Sprache noch einmal kurz und enger zusammen, so geben sie uns folgendes Bild. Die partie honteuse derselben bilden mancherlei Solöcismen, eine unvermeidliche Folge des hier mangelnden deutschen Bodens, in welchem die Sprache wurzeln und aus dem sie immer frisches Leben ziehen könnte, eine Folge des daraus entspringenden Mangels an sicherem Sprachbewusstsein, welcher durch Schulunterricht nicht ersetzt werden kann; zu diesen Solöcismen gesellen sich zahlreiche Barbarismen, beide jedoch in vielfachen Abstufungen, je nach der Bildung, Abstammung, Beschäftigung und Lebensweise der Individuen. Die sehr unerquickliche vollständige Aufzählung aller dieser Gebrechen konnten und mußten wir uns erlassen, weil nicht zu bestimmen ist, welche von diesen vielen Stufen — von den eben erst eingewanderten sprachgebildeten Deutschen bis zu der erst deutsch zu sprechen anfangenden ehstnischen Stubenmagd als die maßgebende und normal-ehstländische Sprache angesehen werden soll. In der Aussprache stimmt das ehstländische Deutsch auffallender Weise viel mehr mit dem von Oberdeutschen, als mit dem von Niederdeutschen gesprochenen Hochdeutsch überein, obgleich gewiß die Mehrzahl der ersten deutschen Colonisten in unseren Ostseeprovinzen Niederdeutsche waren, und deren Volksmundart, das Plattdeutsche, sogar lange Zeit hindurch hier die gewöhnliche

Umgangssprache war. Wegen dieser Uebereinstimmung mit anderen Deutschen können daher die meisten Punkte, in welchen die Aussprache der Ehstländer von der ihrer Nachbarn in Liv- und Kurland abweicht, nicht gerade Fehler genannt werden, sondern nur ein Paar derselben mußten als fehlerhafte Angewohnheit bezeichnet werden. Was die Vocale betrifft, so könnten wir Ostseeprovinzialen alle uns allerdings die reine, bestimmte und wohl lautende Aussprache der Norddeutschen zum Muster nehmen. Ebenfalls nicht als Fehler, aber doch als etwas von der Sprachweise in ganz Deutschland Abweichendes zu bezeichnen, ist endlich noch der gänzliche Mangel an Modulation der Stimme, welcher zwar die Rede eher wohl lautend macht, dabei aber entstellt.



